

Evangelische Perspektiven

Das Magazin der Landeskirche Braunschweig

Ausgabe 2 | 11

Seelsorge im Krieg

Militärseelsorge in Afghanistan ist Seelsorge im Krieg | Michael Rohde ist Pfarrer der Landeskirche Braunschweig und hat die Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr in Mazar-i Sharif fast fünf Monate begleitet | Er hat Menschen im Ausnahmezustand erlebt, an den Grenzen ihrer Existenz | Im Interview berichtet er unter anderem vom Umgang mit dem Töten und dem Tod.



Editorial | Inhalt

Liebe Leserinnen
und Leser,

lange hat es gedauert, bis wir in Deutschland bereit waren, die Lage in Afghanistan als „Krieg“ zu bezeichnen. Insbesondere die Politik hat sich damit schwer getan, weil der Einsatz der Bundeswehr am Hindu-kusch völkerrechtlich als „Sicherheits- und Aufba-mission“ und nicht als Kriegseinsatz gilt. Faktisch aber erleben die Menschen in Afghanistan Krieg, auch die deutschen Soldaten. Gerade in jüngster Zeit waren wieder mehrere gefallene deutsche Soldaten zu betrauern.

Einer, der die Lage in Afghanistan hautnah miterlebt hat, ist Michael Rohde, Militärseelsorger und Pfarrer der Landeskirche Braunschweig. Fast fünf Monate war er in Mazar-i Sharif und begleitete die Soldatinnen und Sol-daten in ihrem lebensbedrohlichen Einsatz. Was er im Interview berichtet, reißt uns aus unserem oft wohlbehü-teten und selbstgenügsamen Alltag in Deutschland.

Aber auch an anderen Orten der Erde sieht die Welt alles andere als friedlich aus. Das konnte eine Braunschweiger Reisegruppe erleben, die im Mai Jerusa-lem und Bethlehem besuchte. In Gesprächen auf isra-elischer und palästinensischer Seite wurde deutlich, dass es im Nahost-Konflikt stets ums Ganze geht: um die staatliche und persönliche Existenz, das Heil des Volkes und die Erfüllung eines heiligen Auftrags. Auch davon können Sie in dieser Ausgabe der „Evangelischen Perspektiven“ lesen.



Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen
Ihr

Michael Strauß

Michael Strauß

Impressum

Herausgeber Pressestelle der Landeskirche Braunschweig | **Redaktion** Michael Strauß (mic) | **Anschrift** Dietrich-Bonhoeffer-Straße 1, 38300 Wolfenbüttel, Tel. 05331-802108, Fax 05331/802700, presse@lk-bs.de, www.landeskirche-braunschweig.de | **Grafik** tjulipp agentur, 29320 Hermannsburg | **Druck** MHD Druck und Service GmbH, 29320 Hermannsburg | **Titelfoto** Militärseelsorge



In dieser Ausgabe

3 Stresstyp in Höchstform

Norbert Bengsch engagiert sich seit vielen Jahren ehrenamtlich für die Kirche. Unter anderem im Kirchen-vorstand seiner Gemeinde Oker.

4 Experten des Alltags

Ohne Ehrenamtliche könnten die evangelische Kirche und ihre Diakonie ihren Aufgaben kaum gerecht werden. Ehrenamtliche sind als Experten des Alltags vielfach unverzichtbar, wie unser Titelthema zeigt.

8 Seelsorge im Krieg

Militärseelsorge in Afghanistan ist Seelsorge im Krieg. Pfarrer Michael Rohde beleuchtet im Interview eine bedrückende Wirklichkeit.

10 Veränderungen auf dem Weg

Die Landessynode hat über die bisherige Umsetzung der Reformbeschlüsse vom November 2010 beraten.

12 Leitungsgremien neu besetzt

Thomas Hofer ist zum Vertreter des Landesbischofs und Propst Andreas Weiß in die Kirchenregierung gewählt worden.

13 Trost im Leben und Sterben

Abschiednehmen ist schmerzlich. Doch Trost zu finden, ist durchaus möglich, wie Landesbischof Weber in sei-ner Kolumne schreibt.

14 Handgreifliche Geschichte

Wer das Heilige Land besucht, unterzieht sich einer Prü-fung: Er muss versuchen, eine Region zu verstehen, die sich dem politischen Pragmatismus vielfach entzieht. Eine Reisegruppe aus Braunschweig hat es versucht.

Stresstyp in Höchstform

Die ehrenamtliche Arbeit in einem Kirchenvorstand ist nicht immer einfach. Sie verlangt Kraft und Engagement. Aber sie bietet auch die Möglichkeit, das kirchliche Leben vor Ort mitzugestalten. Eine wunderbare Möglichkeit, wenn einem die Kirche am Herzen liegt, wie der Beitrag über Norbert Bengsch zeigt.

Auf seinen Vater hören, das wollte Norbert Bengsch nicht, sonst wäre er Pfarrer geworden. Stattdessen wurde der inzwischen fast 67-jährige Goslarer Lehrer – und erfüllte dennoch indirekt die väterliche Erwartungshaltung: Denn seit 1972 sitzt Bengsch in Oker im Kirchenvorstand, ist seit 1976 dessen Vorsitzender, gehörte 18 Jahre der Landessynode und zwölf Jahre der Kirchenregierung an. Er predigt regelmäßig als Prädikant und resümiert: „Meine Ehrenämter aus dem Glauben heraus geben mir mehr Kraft als sie gekostet haben.“ Das Ehrenamt als Jungbrunnen? Dem agilen Ruheständler nimmt das jeder sofort ab. Vor dem Interview für dieses Porträt tippt er schnell noch einen Leserbrief an die lokale Tagespresse in den Computer: „Zu einem Thema hier in Oker, das mich fürchterlich aufregt.“

Geboren im heutigen Polen, kam Norbert Bengsch als Flüchtlingskind über Österreich 1947 in die Harzer Gegend. Die Mutter ermutigte ihn zum Besuch des Kindergottesdienstes. Mit acht Jahren ging Bengsch zur Evangelischen Jugend, mit 14 Jahren leitete er sie in Oker. „Und das war für mich letztlich der Grund, warum ich mit Leib und Seele Lehrer werden wollte.“ Während des Studiums in Braunschweig stieg der junge Christ teilweise in die Gemeindegemeinschaft ein. Doch die volle Wucht des Glaubens erfasste ihn erst 1966, als sein Heimatort Unteroker eine eigene Kirchengemeinde wurde. „Damals bekamen wir einen jungen Pfarrer, der frischen Wind in die Gemeinde brachte.“ Anders als bis dahin üblich,

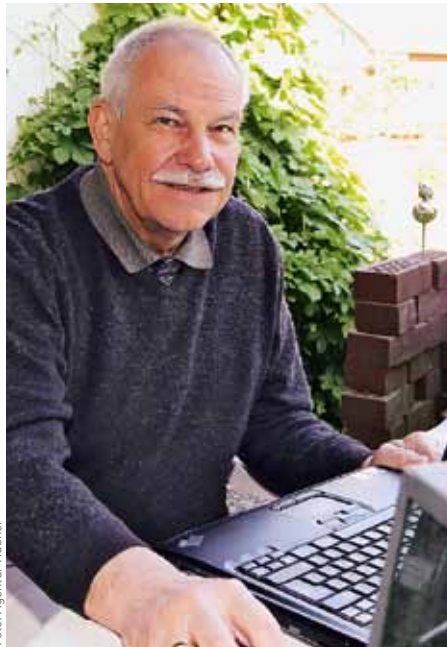


Foto: Agentur Hübner

band der junge Pfarrer die Jugend mit ein. Norbert Bengsch war fasziniert: „Die verknöcherte Gemeinde wurde regelrecht entstaubt.“ Als der Pfarrer die Gemeinde 1969 wieder verließ, traute er als quasi letzte Amtshandlung Norbert Bengsch und dessen Frau Barbara. Während sich andere junge Pädagogen wahrscheinlich in das ferne und mit sozialen Problemen beladene Oker „strafversetzt“ gefühlt hätten, meldete sich Bengsch in den 70er Jahren freiwillig in den kleinen Harzort und ging dort ganz in seinem Beruf auf. Er erlebte die Einführung der Orientierungsstufe mit und später, wie sich seine Wirkungsstätte zu einer Umweltschule wandelte. Zur Kirchenvorstandswahl 1972 wurde er gefragt, ob er kandidie-

ren wolle. „Doch gegen meinen Vater wollte ich nicht antreten.“ Als Bengsch senior seinen Verzicht signalisierte, trat der Junior an, um dann entsetzt festzustellen, dass der Vater doch kandidierte. Die „Kampfabstimmung“ zwischen Vater und Sohn entschied der Jüngere für sich. „Später war mein Vater ganz froh“, sagt Bengsch mit einem verschmitzten Lächeln.

Die folgenden Jahre waren für den Mittsechziger mitunter Kraftakte beruflichen und ehrenamtlichen Engagements: soziale Aufwertung der Obdachlosensiedlung Steinfeld, Mord an einem Pfarrerehepaar, Schwermetallskandale, Beförderung zum Schulleiter, christlich-muslimische Verständigung, Wiederausführung der Paulus- und der Martin-Luther-Gemeinde in Oker... Und Norbert Bengsch immer irgendwie mittendrin.

„Ohne das wohlwollende Umfeld meiner Kollegen und meiner Frau wäre das alles nicht möglich gewesen“, sagt der Vielbeschäftigte dankbar. „Ich bin ein Stresstyp, ich brauche das, um zur Höchstform aufzulaufen.“ Vor allem seine beiden Töchter hätten darunter oftmals gelitten. „Inzwischen wird mein Rat geschätzt“, freut sich der Großvater einer Enkeltochter, der sich gern Gäste zum Essen einlädt, im Chor singt und noch immer die Astronomie-AG an seiner alten Schule leitet.

So kann die Antwort auf die Frage nach einem persönlichen Refugium auch nicht mehr erstaunen: „In meinem Arbeitszimmer halte ich mich wirklich gern auf.“

Titelthema

Dagmar Engelland bringt ehrenamtlich Kirchenräume zum Sprechen. Auch für Kinder in der St. Magni Kirche in Braunschweig.



Foto: Agentur Hübner

Experten des Alltags

Ohne Ehrenamtliche könnten die evangelische Kirche und ihre Diakonie ihren Aufgaben kaum gerecht werden. Ehrenamtliche sind als Experten des Alltags vielfach unverzichtbar. Aber sie können die Hauptamtlichen nicht ersetzen. Deren Professionalität wird auch in Zukunft gebraucht. Entscheidend ist das gute und abgestimmte Miteinander.

„Willst Du froh und glücklich leben, lass kein Ehrenamt dir geben!“ War es Wilhelm Busch, Joachim Ringelnatz oder doch jemand ganz anderer, dem diese bösen Eingangszeilen des Gedichtes „Nur kein Ehrenamt“ einfielen? So genau weiß es heute keiner mehr. Doch jeder weiß, dass ohne das Ehrenamt weder Kirche noch Diakonie in und um Braunschweig das wären, was sie sind. Wir begeben uns innerhalb der Landeskirche Braunschweig auf Spurensuche. Zum Glück gibt es sie, Menschen wie Katharina Maushake aus Ingeleben im Landkreis Helmstedt. Seit vielen Jahren engagiert sich die 72-Jährige ehrenamtlich in der Krankenhauseelsorge im Helmstedter Krankenhaus, in der Hospizarbeit, in der Frauenhilfe und in vielen anderen Bereichen. Sie sagt: „Die guten Erfahrungen von Zuwendung und Liebe, die wir in unserer Familie machen, dürfen und sollen wir weitergeben an die Menschen, denen wir begegnen und die solche Liebe und Zuwendung gerade besonders nötig haben.“

Titelthema

Oder Menschen wie Norbert Bengsch (66) aus Goslar-Oker, der über seine jahrzehntelange kirchliche Gremienarbeit hinaus viel Positives für das gesellschaftliche Leben in seinem Stadtteil erreicht hat (siehe Porträt Seite 3). Das sind nur zwei von mehr als 16.000 Ehrenamtlichen, die der Landeskirche neben den 3.500 Hauptamtlichen ein Gesicht geben. Ob als Organisten, Bläser oder Sänger, ob in der Jugendarbeit, der Telefonseelsorge, oder ganz praktisch für die Tafeln, „gerade Ehrenamtliche sorgen als Experten des Alltags für die notwendige Erdung der Kirche“. Das Zitat stammt von Klaus Eberl, Oberkirchenrat der Evangelischen Kirche im Rheinland.

Innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) befasst er sich schon länger mit dem ehrenamtlichen Dienst in Kirche und Gesellschaft. So kennt er das Potenzial, das im Engagement als Ausdruck des Glaubens steckt. Doch ebenso weiß er um die Grenzen und möglichen Konflikte: „Die Ehrenamtseuphorie macht vielen Haupt- und Nebenamtlichen Angst. Als sei es fast ehrenrührig, für die gute Arbeit, die sie leisten, Geld anzunehmen.“ Vor allem die Spardiskussionen in Leitungsgremien angesichts leerer Kassen verführten schnell zu der vermeintlich einfachen Lösung: „Das kann man doch alles ehrenamtlich erledigen!“

Ein Trugschluss, wie Eberl sagt: „Wer glaubt, durch Ehrenamt Personalkosten einsparen zu können und gleichzeitig Angebot und Qualität zu erhalten, hat nicht verstanden, dass das Ehrenamt anderen Logiken und Kulturen folgt als berufliche Arbeit.“ Der Typus des Ehrenamtlichen, der selbstlos Aufgaben übernimmt, weil sie erledigt werden müssen, ohne danach zu fragen, was er selbst davon hat, und das über Jahre und Jahrzehnte hinweg – Menschen dieses Schlages werden laut Eberl immer seltener.

Ein Phänomen, das auch Marion

Bergholz beobachtet hat. Sie leitet seit zwei Jahren die „Freiwilligen-Agentur Goslar“ unter dem Dach der Diakonie. „Dauerhaftes Engagement setzt geregelte Lebensumstände voraus. Diese sind vor allem bei Arbeitssuchenden nicht gegeben. Umso erfreulicher ist es, dass viele Menschen diese Lebensphase sinnvoll nutzen und sich ins Ehrenamt einbringen.“

Vermittlungen in langwierige kirchliche Gremienarbeit seien recht selten. „Für die Arbeit im Kirchenvorstand suchen die Gemeinden daher eher Engagierte aus dem eigenen Beritt“, erläutert Marion Bergholz. Was Inter-

essierte hingegen rege nachfragten, seien Aufgaben mit Einzelkontakten, etwa in Seniorenheimen oder in der Kinder- und Jugendarbeit, zum Beispiel als Lesepaten. Außerdem möchten die „neuen Ehrenamtlichen“ etwas zurückbekommen. Kein Geld, wohl aber Anerkennung, Fortbildung, Kontakte. Das gilt nicht nur für die Jüngeren. Schon jetzt dominiert die Generation in der „dritten Lebensphase“, also die Generation der Über-60-Jährigen. Geprägt durch politische Aufbrüche und kritisches Denken, fordern sie Strukturen mit einem hohen Maß an Selbststeuerung und Eigenverantwortlichkeit.



Foto: Agentur Hübner

Titelthema



Neugierig und voller Fragen erkunden die Kinder die Kirche.



Mit Fernglas und Wissen: Dagmar Engelland sorgt dafür, dass auch Kinder den Durchblick in Sachen Kirche bekommen.

Dafür sind sie dann bereit, viel von ihrer Freizeit zu geben. „Auch bei uns ist das Ehrenamt stärker in den Blick gerückt“, bestätigt Jutta Salzmann von der Evangelischen Erwachsenenbildung (EEB) in Wolfenbüttel. Das spiegelt sich in den Kursangeboten wider: „14 Prozent aller Unterrichtsstunden und 20 Prozent aller EEB-Veranstaltungen drehen sich mittlerweile um das Thema“, so die Diplom-Pädagogin. Dabei geht es nicht nur um Inhalte wie Konfliktbewältigung oder Kommunikation. Immer spezieller und konkreter werden die Angebote. Neben Ausbildungen für Trauerbegleiter und ehrenamtliche Küster gab es erstmals vergangenes Jahr unter dem Motto „Kirchenräume zum Sprechen bringen“ eine Ausbildung zum ehrenamtlichen Kirchenführer. An insgesamt 17 Tagen setzten sich die Teilnehmer in sieben Modulen mit Glaubensaus-

sagen, Symbolsprache und Baustilen von Kirchenräumen auseinander. Unter methodisch-didaktischen Gesichtspunkten lernten sie auf die Interessen unterschiedlicher Besuchergruppen einzugehen. Komplexer Lehrplan, der von Kirchengeschichte bis zur Öffentlichkeitsarbeit reichte. „Die Ausbildung ist hervorragend gelaufen“, resümiert Jutta Salzmann. „Von den 16 Teilnehmern sind auch noch alle aktiv dabei.“ Der 2011 angebotene Folgekurs hingegen fiel aus, mangels Teilnehmer. „Nach dem tollen Vorläufer hatten wir wahrscheinlich zu euphorisch gedacht und geplant, aber 2012 werden wir diese Ausbildung wieder anbieten“, sagt die EEB-Pädagogin. Ab und zu wird also noch Lehrgeld gezahlt, doch insgesamt sind die Erfahrungen mit neuen Angeboten ermutigend. Das gilt genauso für die Ausbildung zum Gemeindekura-

tor. Von den Landeskirchen in Braunschweig und Hannover gemeinsam erdacht, bilden beide diese Ehrenamtlichen seit 2008 auch gemeinsam aus. Neben den schon länger ehrenamtlich tätigen Lektoren und Predikanten sollen die Gemeindekuratoren das kirchliche Leben vor Ort unterstützen und die Kirchen sowie Kapellen pflegen. Vom jeweiligen Kirchenvorstand und Pfarramt beauftragt, fungieren diese Ehrenamtlichen als „Kümmerer“ und „Vernetzer“ ihrer Gemeinde. Zu ihren Aufgaben können unter anderem das Gebäudemanagement in der Kirchengemeinde, die Koordination ehrenamtlicher Arbeit oder das Finanzmanagement und Fundraising zählen. Vor allem im ländlichen Raum, wo immer weniger Hauptamtliche tätig sind, könnten Gemeindekuratoren eine große Chance für die Gemeinden bedeuten. Zugleich lauert die Gefahr,

Liturgisches Singen lernen

Theologisches Zentrum hat eine Übungs-CD für den Gottesdienst entwickelt

Eine neue Übungs-CD für das liturgische Singen im Gottesdienst hat das Theologische Zentrum der Landeskirche Braunschweig entwickelt. Die CD wurde im Braunschweiger Dom aufgenommen und umfasst die gesungenen Grundformen der Eingangsliturgie, der Abendmahlsliturgie und des Segens sowie weitere Möglichkeiten zur Gestaltung von festlichen Gottesdiensten im Kirchenjahr. Sie ist gedacht für Pfarrerinnen und Vikare, Prädikanten und Lektorinnen und alle Interessierten, die ohne einen Lehrer die gesungene Liturgie des Evangelischen Gottesdienstes einstudieren wollen. Pfarrerin Ingrid Drost von Bernewitz überreichte die CD Landesbischof Weber und betonte, dass die liturgische Musik Menschen den Gottesdienst lieb machen und sie berühren wolle. Deshalb sei die CD mehr als eine Mitmachübung; sie könne vielmehr Menschen zur inneren Teilhabe aktivieren. Drost von Bernewitz wies außerdem darauf hin, dass ein solches Unterrichtsmedium bisher einzigartig in Deutschland sei. Deswegen setze sie auf ein großes Interesse auch bei anderen Gottesdienstinstituten, Predigerseminaren und Theologischen Fakultäten.

Aufgenommen wurde die CD von Witold Dulski, Kantor am Braunschweiger Dom, den Vikaren Friederike Oertelt und Felix Meyer-Zurwelle sowie Mitgliedern des Vokalensembles am Braunschweiger Dom. Sie ist für 12,95

Euro im Braunschweiger Dom (www.braunschweigerdom.de) sowie im Theologischen Zentrum (www.thzbs.de) erhältlich.



Foto: Agentur Hübner

Der Blick nach oben vermittelt oft ungeahnte Einsichten. Die Ausbildung zum Kirchenführer schafft die Voraussetzungen dafür.

als „Ersatz“ für Hauptamtliche zum „Lückenbüßer“ zu werden.

„Das waren zum Beispiel noch unmittelbar nach 1945 die Lektoren, die im ‚Notdienst‘ Vertretungsgottesdienste abhielten“, erläutert Pfarrer Dieter Rammler, Leiter des Theologischen Zentrums Braunschweig. Das habe sich inzwischen glücklicherweise verändert.

Mit der Abgrenzung zwischen Haupt- und Ehrenamt tut sich auch Rammler schwer: „Seelsorge, Unterricht, Sakrament, Gottesdienst und Beichtgeheimnis – für die Qualitätssicherung unserer Kirche sind gewisse Qualifikationen, Kernkompetenzen und natürlich auch Berufung vonnöten.“ Gleichzeitig verändere sich das Ehrenamt: gezielte Ansprache, bessere Qualifikation, mehr Verantwortung und verlässlichere Aufgabenteilung. „Wir befinden uns in einer Zeit des Übergangs“, stellt Rammler fest.

Das werde gerade auch im Theologischen Zentrum deutlich, das sich um die kontinuierliche Aus-, Fort- und Weiterbildung von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern der Landeskirche kümmert. Hier begegnen sich Haupt- und Ehrenamt zwangsläufig. „Wir erleben eine Menge Rollenwechsel.“ Pfarrer leiteten in ihren Gemeinden „Teams“, und Frauen seien heute im Haupt- und Ehrenamt viel qualifizierter und selbstbewusster als früher. Alle zwei Jahre gehen bis zu 20 neue Lektoren und zehn Prädikanten in die Ausbildung. Aktuell werden 16 neue Gemeindeguratoren, davon die Hälfte aus der Landeskirche Braunschweig, unterwiesen. Dieter Rammlers Fazit: „Einen Niedergang des Ehrenamts kann ich nicht erkennen. Nur im Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamtlichen können wir uns noch verbessern.“

| Michael Siano

Interview

Seelsorge im Krieg

ThDr. Michael Rohde (37) ist Pfarrer der Landeskirche Braunschweig und seit März 2008 Militärpfarrer in Holzminden und Hörter. Von Mitte November 2010 bis Anfang April 2011 begleitete er die deutschen Bundeswehrsoldaten in Afghanistan. Was er erlebt hat, war Seelsorge im Krieg, wie im Interview deutlich wird.

Evangelische Perspektiven: Herr Rohde, Sie haben als Militärpfarrer die deutschen Soldaten in ihrem lebensgefährlichen Einsatz in Afghanistan begleitet. Hatten Sie dabei Angst um Ihr Leben?

Militärpfarrer Dr. Michael Rohde: Regelrechte Angst um mein Leben hatte ich nur in wenigen Situationen. Zum Beispiel als ein afghanischer Soldat drei deutsche Soldaten tötete und mehrere andere verwundete. Als das geschah, stand ich nur wenige Meter davon entfernt.



Foto: Frank Münterling

Wie haben Sie diese Erfahrung verarbeitet?

Für mich waren die Gespräche wichtig – mit den Soldaten, aber auch mit den Ärzten. Und natürlich hat mir das Beten geholfen und die Gewissheit, in jeder Lebenslage von Gott getragen zu sein. Ohne persönliche Frö-

migkeit kann man einen solchen Einsatz kaum durchstehen. Viel Kraft habe ich auch aus den Gottesdiensten gezogen, die ich mit den Soldatinnen und Soldaten gefeiert habe.

Wie konnten Sie denn als Pfarrer für die Soldaten da sein?

Viele sind mir mit einer großen Offenheit begegnet, das hatte ich kaum erwartet. Ich konnte mit ihnen tiefgehende seelsorgerliche Gespräche führen, und viele wollten von sich aus, dass ich mit ihnen bete. Dazu gehörte es auch, sich den Fragen zu stellen: Warum lässt Gott das zu? Warum verhindert er nicht die Gewalt? Warum lässt er uns allein? Und manchmal lag der wichtigste Dienst darin, gemeinsam mit den Soldatinnen und Soldaten zu schweigen.

Die Soldaten in Afghanistan sind in einem Kampfeinsatz und müssen selber Gewalt anwenden. Was sagen Sie als Pfarrer Soldaten, die getötet haben?

Es sind in der Tat Soldaten zu mir gekommen, die mir sagten: Ich habe getötet. Ich weiß, dass ich getötet habe, weil ich es genau gesehen habe. Aber ich komme damit nicht klar. Was soll ich jetzt tun? Da musste ich mich natürlich fragen, was ich ihnen zu ihrer Erleichterung sagen kann.

Zu welcher Antwort sind Sie gekommen?

Ich konnte ihnen nicht einfach zusichern, dass Gott ihnen automatisch vergibt. Als Militärpfarrer müssen wir aufpassen, dass wir das Töten nicht theologisch rechtfertigen. Wir dür-

fen nicht einem Automatismus das Wort reden, nach dem Motto: Du hast den Auftrag zu töten, also war das Töten gerechtfertigt, also vergibt dir Gott. Das Töten eines Menschen ist immer etwas außergewöhnlich Schlimmes und Schuldhaftes. Oft ging es in den Gesprächen erst einmal darum, zuzuhören und den Soldaten eine Möglichkeit zu geben, über das Erlebte zu sprechen.

Werden Soldaten psychologisch darauf vorbereitet, dass sie im Kampfeinsatz auch andere Menschen töten?

Vor allem viele junge Soldaten reflektieren vermutlich kaum, dass sie in eine solche Situation kommen können. Sie erhalten zwar eine Schießausbildung und lernen, andere zu treffen und im Zweifelsfall auch zu töten. Aber die psychologische Beschäftigung mit diesem Vorgang scheint mir weniger ausgeprägt zu sein. Deswegen bin ich davon überzeugt, dass sich die Militärseelsorge mit diesem Thema in Zukunft noch intensiver beschäftigen muss. Wer einen anderen Menschen tötet, hat seine Unschuld ein für allemal verloren.

Das fünfte Gebot kennzeichnet das Töten als Akt der Sünde. Können Sie als Pfarrer Soldaten in einem Kampfeinsatz begleiten, ohne das Töten zu legitimieren?

Das kann gelingen, weil ich ja nicht dafür da bin, die Gewalt zu rechtfertigen, oder Waffen zu segnen. Ich bin für die Menschen da, die existenzielle Ausnahmesituationen erleben. Und ich kann mit ihnen beten und Gott um Vergebung bitten.

Interview

Militärpfarrer Michael Rohde bei einem Trauergottesdienst für gefallene Soldaten in Afghanistan.



Foto: Militärseelsorge

Was sagen Sie zum Beispiel zur Tötung Osama bin Ladens?

Auf keinen Fall kann ich mich über den Tod eines Menschen freuen. Das ist für mich etwas Unvorstellbares. Ich kann froh darüber sein, dass er nicht mehr wirken kann, weil seine Macht gebrochen ist. Aber das Töten ist immer eine außergewöhnlich schlimme Tat.

In Deutschland hat es lange gedauert, bis die Politik bereit war, den Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan als Krieg zu bezeichnen. Hatten Sie selber den Eindruck, im Krieg zu sein?

Die Soldaten, die aus den Feldlagern herausfahren und in Gefechte verwickelt werden, identifizieren das eindeutig für sich als Krieg. Denn was ist Krieg anderes, als dass man beschossen wird und zurückschießt? Ich teile die Einschätzung der Soldaten.

Wie wird die öffentliche Diskussion in Deutschland bei den Soldaten in Afghanistan wahrgenommen?

Die Bundeswehr ist nicht in Afghanistan, weil sie selber dahin wollte, sondern weil der Bundestag sie dorthin geschickt hat. Deswegen müs-

sen wir sehr aufpassen, dass wir nicht die Bundeswehr für ihren Einsatz kritisieren. Wer Kritik übt, muss sie an die Politiker richten. Und auch für mich gilt, dass ich nicht in Afghanistan war, weil ich den Einsatz dort bejahe, sondern weil die Soldaten dort sind und ich den Auftrag habe, sie zu begleiten.

Welche Wünsche haben die Soldaten an die deutsche Öffentlichkeit?

Sie wünschen sich Solidarität und Aufmerksamkeit für ihren lebensgefährlichen Auftrag. Das ist auch mein Appell: Wir sollten solidarisch mit den Soldaten sein, unabhängig von unserer Bewertung des Einsatzes. Man kann die Auffassung vertreten, die Bundeswehr habe in Afghanistan nichts zu suchen. Deshalb aber gleichgültig gegenüber den Soldaten als Menschen zu sein, ist falsch. In dieser Hinsicht gibt es in Deutschland noch viel zu lernen.

Der Afghanistan-Einsatz wird in der öffentlichen Diskussion mit viel Sinn aufgeladen. Lässt sich dieser Sinn auch auf den Tod von Soldaten übertragen?

Nein, ich kann nicht sagen, ein Tod war sinnvoll, weil ein Soldat zum Beispiel für Deutschland gestorben ist. Was ich sagen kann, ist, dass die Soldaten, die in Afghanistan gestorben sind, einen wichtigen Dienst getan haben. Das heißt aber nicht, dass sie einen sinnvollen Tod gestorben sind.

Kommen Sie vor diesem Hintergrund nicht immer wieder an die Grenzen Ihrer seelsorgerlichen Möglichkeiten?

Spätestens in Afghanistan habe ich gelernt, dass ich Menschen nicht billig verträsten darf und schlimmen Ereignissen auch keinen oberflächlichen Sinn geben kann. Billiger Trost ist nicht tragfähig.

In wie fern haben diese Erfahrungen Sie selber verändert?

Ich stelle fest, dass sich mein Wertesystem verschoben hat. Ich rege mich mittlerweile viel weniger über Kleinigkeiten auf. Und ich versuche, mir sehr klar zu werden, worin ich meine Energie investiere. Das ist vermutlich konsequent, wenn man die direkte Konfrontation mit dem Tod erlebt hat.

Chronik

Veränderungen auf dem Weg

Die braunschweigische Landessynode hat bei ihrer jüngsten Tagung im Mai über die bisherige Umsetzung der Reformbeschlüsse vom November 2010 beraten.

Foto: Agentur Hübner



Die Landessynode bei ihrer jüngsten Tagung im Haus Hessenkopf in Goslar.

In der Landeskirche Braunschweig könnte es in Zukunft „gemeindepädagogische Zentren“ geben, die jeweils für mehrere Propsteien zuständig sind. Das erläuterte Oberlandeskirchenrat Thomas Hofer am 14. Mai vor der Landessynode in Goslar. Dadurch könnten die Diakoninnen und Diakone konzeptionell sinnvoller eingesetzt werden. Das sei wichtig, da die Zahl ihrer Stellen nach den Reformbeschlüssen der Landessynode vom November 2010 bis zum Jahr 2020 von 54,5 auf 33 verringert werden soll. Voraussetzung sei allerdings, dass alle Diakone künftig bei der Landeskirche und nicht wie bisher auch bei den Propsteien und Kirchengemeinden angestellt seien. Hofer versicherte, dass der Stellenabbau ohne betriebsbedingte Kündigungen erfolgen kann. Nach einer intensiven Dis-

kussion und Protesten der Evangelischen Jugend beschloss die Synode, ihre Entscheidungen in diesem Bereich im Jahr 2015 zu überprüfen. Außerdem soll die Jugendkammer an der Umsetzung der Veränderungen beteiligt werden. Vertreter der Evangelischen Jugend äußerten unter anderem die Sorge, dass in Zukunft zu wenige junge Diakoninnen und Diakone zur Verfügung stehen und deshalb die Kinder- und Jugendarbeit gefährdet sein könnte. Oberlandeskirchenrat Hofer informierte die Landessynode außerdem über den Fortgang eines von ihr beschlossenen Projektes zur Gemeindekonzepktion. Danach sollen sechs Gemeinden gefunden werden, die in absehbarer Zeit unter der Begleitung von Gemeindeberatern ein neues Konzeptionsverfahren erproben, das

dann für alle Gemeinden der Landeskirche wegleitend werden könnte. Umstritten war allerdings der Beginn der Pilotphase. Einige Synodale warnen davor, das Projekt vor den nächsten Kirchenvorstandswahlen im März 2012 zu beginnen.

Darüber hinaus gab es kontroverse Einschätzungen zu einer Idee des Gemeindeausschusses, Pfarrstellen künftig „Regionen“ zuzuordnen. Insbesondere deren rechtliche Qualität wurde in Frage gestellt, so dass eine neue Arbeitsgruppe für die nächste Tagung der Landessynode einen Vorschlag unterbreiten soll, wie die Idee des Gemeindeausschusses weiter verfolgt werden kann.

Im Bereich der Personalentwicklung machte Oberlandeskirchenrätin Brigitte Müller deutlich, dass der von der Landessynode beschlossene Abbau der

Chronik

Gemeindepfarrstellen auf 170 im Jahr 2020 voraussichtlich durch die normalen Pensionierungen der Pfarrerinnen und Pfarrer gelingen kann. Sie warnte sogar davor, dass nach dem Jahr 2020 ein Pfarrermangel entstehen könnte, weil dann eine große Gruppe von Pfarrern in den Ruhestand gehe. Vor diesem Hintergrund forderte Dr. Wolfgang Hemminger (Braunschweig) die Synode auf, eine Strategie zu entwickeln, wie die Landeskirche mit weniger Personal in der Fläche präsent bleiben kann. Oberlandeskirchenrat Hofer teilte mit, dass in den nächsten Jahren nicht mehr als sechs Vikare zu erwarten seien und es deshalb notwendig werde, für das Theologiestudium zu werben. Eine Zusammenlegung der beiden Evangelischen Familienbildungsstätten in Salzgitter und Wolfenbüttel soll es indessen nicht geben. Die von der Landessynode in Auftrag gegebene Prüfung dieser Frage hat ergeben, dass ein solcher Schritt nicht sinnvoll ist. Landeskirchenrat Cornelius Hahn machte deutlich, dass weitere Finanzkürzungen in diesem Bereich nur noch dann verantwortbar seien, wenn eine der beiden Familienbildungsstätten geschlossen wird. Sparzwänge der vergangenen Jahre hätten die Einrichtungen an den Rand ihrer finanziellen Möglichkeiten gebracht. Neu diskutiert wurde außerdem der Synodenbeschluss, die Stelle des Landeskirchenmusikdirektors zu streichen und nur noch den Titel beizubehalten. Zum Zeitpunkt der Beschlussfassung sei nicht ausreichend klar gewesen, dass diese Konsequenz damit verbunden sei, sagte Barbara Haller (Königsutter). Falls die Streichung erfolge, sei Braunschweig die einzige Gliedkirche der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ohne eine solche Stelle, mahnte sie. Oberlandeskirchenrat Hofer sicherte zu, dass diese Frage bei der weiteren Evaluierung der Kirchenmusik berücksichtigt werde. Bedenken von Thomas Peter (Gos-

lar) gegen das Theologische Zentrum in Braunschweig fanden in der Synode kaum Unterstützung. Er vertrat die Ansicht, dass der Kirchencampus in Wolfenbüttel der bessere Ort für ein solches Zentrum sei; insbesondere, weil man dort besser parken könne. Demgegenüber betonte Landesbischof Weber die herausragende Bedeutung des besonderen Ortes in Braunschweig, den Erfolg der Arbeit dort sowie die gute Zusammenarbeit mit der Brüderngemeinde. Er zeigte sich erfreut, dass die neu gegründete Evangelische Akademie Abt Jerusalem im Theologischen Zentrum darüber informiert worden sei, dass sie Mitglied im Verband der Evangelischen Akademien in Deutschland werden könne. Das sei eine große Wertschätzung. Zum Tagungszentrum Haus Hessenkopf in Goslar konnte Landeskirchenrat Cornelius Hahn positive Fakten nennen: Die wirtschaftliche Entwicklung sei zufriedenstellend. Im Jahr 2010 habe das Haus keinen Zuschuss der Landeskirche mehr zum laufenden Betrieb erhalten. Der Netto-Gesamtumsatz von rund 560.000 Euro sei der höchste seit Beginn der Sanierungsarbeiten im Jahr 2006. Es sei allerdings nötig, dass eine durchschnittliche Belegung von 8.500 verkauften Zimmern pro Jahr erreicht werde, um das Haus langfristig zu halten. Oberlandeskirchenrat Dr. Jörg Mayer informierte die Synode über die Vorbereitungen zur Einführung eines neuen Finanzausgleichsgesetzes für die Landeskirche. Ein entsprechender Entwurf sei fast fertig, allerdings habe sich nach Diskussionen im Finanzausschuss herausgestellt, dass eine Einführung nicht bereits im Jahr 2012 sinnvoll sei, sondern erst im Jahr 2013. Vor diesem Hintergrund sei geplant, der Synode im November noch einmal einen Haushaltsentwurf nach dem bisherigen System für ein Jahr vorzulegen. Nach dem neuen System sollen sich die Ausgaben konsequent an den Einnahmen orientieren. Da es zu

veränderten Finanzzuweisungen an die Kirchengemeinden komme, sei eine Übergangsphase von fünf Jahren geplant, so dass eine vollständige Neuordnung der Verteilung erst im Jahr 2017 umgesetzt sei, so Mayer. | mic

Infos zum Profil- und Finanzkonzept

Broschüre informiert über Beschlüsse



Mit einer speziellen Broschüre informiert die Landeskirche Braunschweig ihre haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

über das Profil- und Finanzkonzept, das die Landessynode im November 2010 beschlossen hat. Sie enthält alle Beschlüsse im Wortlaut sowie erläuternde Diagramme. Ziel ist es, möglichst allen, die in der Kirche mitarbeiten, ein umfassendes und genaues Bild der synodalen Entscheidungen zu vermitteln. Die sechsseitige Broschüre ist als Spezialausgabe des landeskirchlichen Magazins „Evangelische Perspektiven“ erschienen und wurde an alle Pfarrämter versandt. Das beschlossene Profil- und Finanzkonzept soll dazu dienen, das strukturelle Defizit der Landeskirche abzubauen und künftig nicht mehr Geld auszugeben, als die Landeskirche einnimmt. Begründet wird der Maßnahmenkatalog vor allem mit den sinkenden Mitgliederzahlen, dem Rückgang der Kirchensteuereinnahmen und dem Abbau von Rücklagen sowie den steigenden Kosten. Entsprechende Diagramme erläutern diese Aspekte. Die Broschüre ist auch kostenlos erhältlich in der Pressestelle der Landeskirche (Tel. 05331-802108, E-Mail: ips@lk-bs.de).

Chronik

Leitungsämter besetzt

Die Landessynode hat Thomas Hofer zum Vertreter des Landesbischofs und Propst Andreas Weiß in die Kirchenregierung gewählt.

Oberlandeskirchenrat Thomas Hofer (50) ist neuer Vertreter von Landesbischof Weber. Die braunschweigische Landessynode wählte ihn am 13. Mai bei ihrer jüngsten Tagung in Goslar mit 38 Stimmen. Fünf Synodale stimmten gegen ihn, einer enthielt sich. Hofer ist seit 1. März Leiter der Theologischen Abteilung im Landeskirchenamt und unter anderem zuständig für die Arbeitsfelder Ökumene, Diakonie und Mission. Als neues Mitglied der Kirchenregierung wählte die Synode Andreas Weiß (56), Propst von Königslutter. Die Wahl war nötig geworden, weil Thomas Hofer dieses Amt durch seinen Wechsel in das Landeskirchenamt aufgeben musste. Propst Weiß betonte vor der Synode, die im November 2010 gefassten Reformbeschlüsse müssten zielsicher, aber auch mit Augenmaß umgesetzt werden.

Außerdem entschied sich die Landessynode, das Projekt einer Neuordnung der Propsteien fortzuführen. Obwohl die Zurückhaltung vieler Synodaler gegenüber einem bereits entwickelten Gesetzesentwurf dafür erneut



Foto: Agentur Hübner

Die neu zusammengesetzte Kirchenregierung: Prof. Dr. Sabine Brombach, Propst Andreas Weiß, Landesbischof Prof. Dr. Friedrich Weber, Dr. Ekkehard Schulz, Pfarrerin Uta Hirschler, Oberlandeskirchenrat Hans-Peter Vollbach, Wolf-Dieter Kleinschmidt sowie als Gast Synodenpräsident Gerhard Eckels (v.l.n.r.).

deutlich wurde, erhielt die Kirchenregierung den Auftrag, bis zum Mai 2012 einen neuen Vorschlag zu erarbeiten. Dafür warb vor allem der Braunschweiger Domprediger Joachim Hempel. Da sich die gesamte Landeskirche in einem Reformprozess befinde, könnten die Propsteigrenzen nicht tabu bleiben, betonte er. Ob es sich bei dem neuen Vorschlag allerdings um einen Gesetzesentwurf handeln wird, ist offen. Aufgrund ablehnender Voten aus den Propsteien

hatte sich die Kirchenregierung im November 2009 entschlossen, zunächst keinen Gesetzesentwurf für eine Neuordnung der Propsteien einzubringen. Auf Antrag von Wolf-Dieter Kleinschmidt (Bad Harzburg) hat die Landessynode die Kirchenregierung darüber hinaus gebeten, die Propsteiordnung zu überarbeiten und im November eine entsprechende Gesetzesänderung vorzulegen. Dabei sollen insbesondere die Vorschriften zur Propstwahl überprüft werden.

Thomas Gunkel gewählt

Propsteisynode Goslar bestimmt Nachfolger von Propst Helmut Liersch



Foto: Privat

Pfarrer Thomas Gunkel (52) aus Braunschweig wird neuer Propst der Propstei Goslar. Die Propsteisynode wählte ihn am 8. Juni im ersten Wahlgang mit 38 Stimmen als Nachfolger von Propst Helmut Liersch, der Ende September in Ruhestand geht. Gunkels Mitbewerberin, Pfarrerin Christina Koch (44) aus Volkmarode (Propstei Königslutter), erhielt sechs Stimmen.

Thomas Gunkel ist Schulpfarrer am

Gymnasium Raabeschule in Braunschweig. Nach dem Abitur in Braunschweig studierte er Theologie in Göttingen und Heidelberg. Das Vikariat absolvierte er in Einbeck-Naensen (Propstei Bad Gandersheim), bevor er eine Pfarrstelle in der Kirchengemeinde St. Thomas in Wolfenbüttel übernahm. Gunkel ist verheiratet mit der Pfarrerin Kirstin Müller (Wittmar) und Vater von zwei Söhnen im Alter von 16 und 13 Jahren.

Hilfsangebote neu justieren

Studie von Diakonie und Stiftung zur Familienarmut

In immer weniger Haushalten mit geringem Einkommen reicht das Geld tatsächlich bis zum Monatsende. Neben der Finanznot belasten gesundheitliche Probleme einer aktuellen Studie der Braunschweiger Diakonie und der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz zufolge arme Familien am meisten. Zum Zeitpunkt der Befragung hätten sich 39 Prozent der Erwachsenen in ärztlicher Behandlung befunden, sagte Diakoniedirektor Lothar Stempin am 19. April. Das seien fast doppelt so viele wie bei Menschen mit höherem Einkommen. Über einen Zeitraum von zwei Jahren seien mehr als 300 Familien mit geringem sowie eine Kontrollgruppe mit höherem Einkommen interviewt worden. Laut Stempin handelt es sich dabei um die bundesweit umfangreichste Arbeit zum Thema Familienarmut auf kommunaler Ebene in den vergangenen fünf Jahre. Das Bildungspaket von Bundessozialministerin Ursula von der Leyen (CDU) sei der falsche Weg, um den sozialen Absturz wirksam zu stoppen, sagte Stempin. An vielen Stellen müssten vorhandene Hilfsangebote neu justiert werden, sagte Landesbischof Friedrich Weber.

„Die Bekämpfung der Familienarmut ist nicht nur eine sozialpolitische Herausforderung, sondern vielmehr eine Wertentscheidung zugunsten jeder einzelnen Person“, sagte er. | epd



Trost im Leben und Sterben

Abschiednehmen ist schmerzlich, wenn uns bewusst wird, dass ein Lebensabschnitt zu Ende geht, oder wir einen Menschen nicht wiedersehen. Doch Trost zu finden, ist durchaus möglich, wie Landesbischof Weber in seiner neuen Kolumne schreibt.

Die Krankenhauseelsorger unserer Landeskirche berichteten mir vor wenigen Wochen von den neuen und wichtigen Initiativen zur Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen und von der segensreichen Arbeit der Hospize. Von Abschiednehmen war die Rede.

Als ich nach Hause fuhr, wurde eine Begebenheit, die lange zurückliegt, wieder lebendig. Es war der Abend, als ich einer Bekannten den Tod ihres Mannes, meines Freundes, mitteilen musste. Am Morgen war er zur Schule gegangen, mittags mit Kollegen noch im Auftrag der Naturschutzbehörde unterwegs, und dann passierte der Unfall. Er starb auf der Stelle, die anderen blieben unverletzt. Die beiden hatten sich am Morgen mit einem „Auf Wiedersehen“ verabschiedet. Aber wer rechnet schon damit, dass es in dieser Welt kein Wiedersehen geben wird?

Wir nehmen täglich Abschied, bewusst und unbewusst, von Menschen und Dingen, von eigenen Lebensmöglichkeiten, Landschaften und Eindrücken. Manches erinnern wir, irgendwann einmal. Manchmal werden wir wach und erinnern uns, oder die Erinnerung hat uns geweckt: an die Schulzeit, das Elternhaus, den Vater oder die Mutter, Geschwister, an Menschen, die uns schon lange verlassen haben.

Ganz lebendig sind sie, haben zu uns im Traum geredet, wie damals, lange bevor wir von ihnen Abschied nahmen. Dann wissen wir: In jedem Abschied bleibt etwas zurück von unserem Wesen, unserem Denken und Fühlen, und wir nehmen etwas mit von den Menschen und den Dingen, von denen wir uns verabschieden muss-



Foto: Agentur Hübner

ten. Abschiednehmen ist schmerzlich, dann wenigstens, wenn uns bewusst ist, dass mit dem Abschiednehmen ein Lebensabschnitt zu Ende geht, wir einen Menschen nicht wiedersehen. Erst jetzt, wenn uns geliebte Menschen verlassen, weil die Familie zerbricht, weil Krankheit und Tod der Gemeinschaft ein Ende setzen, wird einem die Dimension des „Unwiederbringlichen“, die im Abschiednehmen auch liegt, bewusst, nur begreifen kann man sie kaum. Wie hilfreich kann das miteinander Schweigen und das Aufeinanderhören, das Hören aber auch auf die Schätze unseres Glaubens sein. Mir ist ein Satz aus dem Heidelberger Katechismus von 1563 wichtig geworden: Er antwortet auf die Frage: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? Dass ich mit Leib und Seele, beides, im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilands Jesu Christi eigen bin.“

Kleine Kirchenkunde

Handgreifliche Geschichte

Wer das Heilige Land besucht, unterzieht sich einer Prüfung: Er muss versuchen, eine Region zu verstehen, die sich dem politischen Pragmatismus westeuropäischer Prägung weitgehend entzieht. Das kann an die Grenzen der eigenen Möglichkeiten führen.

Das Heilige Land ist ein aufgewühltes Stück Erde – getränkt mit Blut und Tränen, gezeichnet von Gewalt und Zerstörung, geschunden von Hass und religiösem Eifer. Und das nicht erst seit 1948, der Gründung des Staates Israel, sondern seit mehr als 3000 Jahren. Wer in Jerusalem steht – da, wo die heiligen Stätten von Judentum, Islam und Christentum auf das Engste benachbart sind –, kann bis heute die Gegenwart dieser Geschichte geradezu fühlen. Er wird an den 90. Psalm erinnert, wo es heißt: „Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist.“ In Jerusalem herrscht „Gotteszeit“; wie an keinem anderen Ort der Welt verdichtet sich hier die Vergangenheit zu einer geradezu unheimlichen Aktualität.

Wer gedacht hat, die Kreuzzüge seien tausend Jahre entfernt und lediglich das Kapitel in einem Schulbuch, wird hier eines Besseren belehrt. Und wer meint, die Zerstörung des Tempels im Jahr 70 nach Christus durch die Römer spiele heute keine Rolle mehr, irrt genauso wie derjenige, der den Auszug der Israeliten aus Ägypten im 13. Jahrhundert vor Christus lediglich als religiösen Mythos versteht. Er erkennt, welchen Einfluss religiöse Vorstellungen und historische Ereignisse auf die Politik im Heiligen Land bis heute haben.

Diese handgreifliche historische Gegenwart und religiöse Prägekraft ist für pragmatische Westeuropäer, die in religionsneutralen Staaten und einer weitgehend säkularen Gesellschaft leben, verstörend. Sie müssen feststellen, dass ihre Maßstäbe der politischen Analyse dem Heiligen Land kaum gerecht werden. Warum, so

Die goldene Kuppel des Felsendoms auf dem Tempelberg in Jerusalem.



Foto: Michael Strauß

fragt man sich, können sich die politischen Vertreter Israels und der palästinensischen Gebiete nicht an einen Tisch setzen und endlich ein friedliches Zusammenleben in zwei Staaten organisieren? Das müsste doch allemal besser sein, als immerfort Menschen zu töten und zu unterdrücken. Vermutlich braucht es lange und auf jeden Fall eine intensive Auseinandersetzung mit den besonderen Gegebenheiten, bis man zumindest eine Ahnung von der Komplexität des Nahost-Konfliktes erhält. Was man allerdings verhältnismäßig schnell begreift, ist, dass es in Israel und Palästina stets um das große Ganze geht: die staatliche und persönliche Existenz, das Heil des Volkes und die Erfüllung eines heiligen Auftrags. Wer aber in heilsgeschichtlichen Kategorien denkt, dem fallen pragmatische politische Kompromisse bekanntlich schwer. Diese Erfahrung ist auch dem christlichen Abendland nicht fremd. Lange, bis zum 17. Jahrhundert hat es

gedauert, bis die christlichen Fürsten- und Königtümer begannen, religiöse Toleranz als Prinzip der praktischen Politik anzuerkennen. Weniger unterstützt durch die Kirchen, sondern vor allem unter dem Einfluss der Aufklärung und einer humanistischen Philosophie. Auch das (ehemals) imperiale Selbstverständnis von Kirchen lässt sich im Heiligen Land noch besonders eindrücklich studieren.

Selbst den Pilgern, die sich lediglich in frommer Selbstversenkung auf die vermeintlich historischen Spuren des Jesus von Nazareth begeben, legt es sich nahe. Sie erleben, wie die unterschiedlichen Konfessionen eifersüchtig über die heiligen Stätten wachen. So konkurrieren zum Beispiel in der Grabeskirche sechs Kirchen miteinander: die Griechisch-Orthodoxe Kirche, die Römisch-Katholische Kirche, die Armenische Apostolische Kirche, die Syrisch-Orthodoxe Kirche, die Äthiopisch-Orthodoxe Kirche sowie die Kopten. Weil sie aber alle miteinander im Streit liegen, verwaltet die moslemische Familie Joudeh seit Jahrhunderten die Schlüssel der Grabeskirche. An Selbstbewusstsein mangelt es keiner der Konfessionen im Heiligen Land. Besonders ausgeprägt scheint es aber bei den Orthodoxen zu sein, die sich als Kirchen des alten byzantinischen Reiches direkt auf apostolische Wurzeln zurückführen, wie etwa die armenische Kirche. Ihrer Überzeugung nach haben die Apostel Judas Thaddäus und Bartholomäus in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts in Armenien gepredigt und dort christliche Gemeinden gegründet. Bereits im Jahr 301 wurde das Christentum in Armenien zur Staatsreligion erklärt.

Kleine Kirchenkunde

Vor diesem Hintergrund hat es selbst die lateinische (römisch-katholische) Kirche schwer, historisches Gewicht zu beanspruchen, beginnt ihr Einfluss im Heiligen Land doch erst mit den Kreuzzügen im 12. Jahrhundert. Ganz zu schweigen von den Protestanten, die zwar mit der von Kaiser Wilhelm II. 1898 eingeweihten Erlöserkirche im Herzen Jerusalems ein Domizil besitzen, aber religionspolitisch im Heiligen Land ein Nischenphänomen darstellen. Wer im Heiligen Land nach religiös imprägnierter Machtpolitik sucht, findet sie auch im christlichen Spektrum. Auch hier werden Mauern errichtet, dient die Religion häufig eher der Abgrenzung und der Durchsetzung eigener Interessen als dem Dialog und der Verständigung mit anderen Kirchen oder gar Religionen. Eine Lage, die in ökumenischer Hinsicht meilenweit von dem entfernt ist, was wir in Deutschland als normal erachten und die uns vor Augen führt, welche eine begrenzte Perspektive von Ökumene hierzulande vorherrscht. Ganz und gar bedrückend aber sind die Mauern aus Stein und Beton: Wer von Jerusalem in das etwa 15 Kilometer entfernte Bethlehem fahren möchte, steht bald vor einer riesigen militärischen Sperranlage. Wie ein großes Gefängnis ist das vor allem von Palästinensern bewohnte Westjordanland seit ein paar Jahren nahezu hermetisch abgeriegelt. Die Durchfahrt ist mit teilweise intensiven Kontrollen verbunden und erinnert an die Grenzkontrollen zur ehemaligen DDR.

Israel will damit das Einsickern von Terroristen und Selbstmordattentätern verhindern, hat mit der Mauer aber auch ein menschenverachtendes Symbol geschaffen. Es dokumentiert den Stillstand im Friedensprozess mit den Palästinensern und schürt die gegenseitige Feindschaft. Vielfach verstärkt wird der Konflikt durch die Siedlungspolitik: Immer wieder hat Israel in den vergangenen Jahren palästinensischen Grund und Boden



Foto: Michael Strauß

Klagemauer, Fragment des im Jahre 70 n. Chr. zerstörten Zweiten Tempels.

konfisziert, um neue Häuser für jüdische Zuwanderer, teilweise ganze Städte zu bauen.

So liegen in den palästinensischen Gebieten mittlerweile mehr als hundert jüdische Siedlungen wie Inseln, verbunden durch ein skurriles Netz von Straßen, auf denen teilweise nur Israelis oder nur Palästinenser fahren dürfen. Mit der Folge, dass eine Zwei-Staaten-Lösung immer schwerer zu realisieren ist: Israel müsste entweder konfisziertes Land kompensieren oder ganze Orte wieder abreißen. Land bedeutet in dem kleinen Küstenstreifen zwischen östlichem Mittelmeer und Jordantal wie kaum sonst irgendwo Leben – für die Palästinenser, die sich vertrieben und unterdrückt fühlen, wie für Israel, das hier seine biblisch verheißene Heimat verortet. Und während die Palästinenser trotz aller Rückschläge mit bewundernswertem Einsatz an ihrer Staatswerdung arbeiten, kämpft Israel unvermindert mit dem Trauma der Shoa. Sie ist der moderne Gründungsmythos des Staates Israel, dem

alle Politik verpflichtet ist. Ein Besuch der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem führt das jedem Besucher unmissverständlich vor Augen. Nie mehr, so die Botschaft, sollen Juden verfolgt und vertrieben werden und in ihrer Existenz gefährdet sein. Diese Dimension macht es Deutschen zusätzlich schwer, die Lage im Heiligen Land angemessen zu beurteilen. Jede Äußerung muss stets der historischen Verantwortung für den Holocaust eingedenk bleiben. Eine Zuflucht bietet da vielleicht der 122. Psalm. Dort heißt es: „Wünschet Jerusalem Glück! Es möge wohlgehen denen, die dich lieben! Es möge Frieden sein in deinen Mauern ... Um des Hauses des Herrn willen, unseres Gottes, will ich dein Bestes suchen.“

| Michael Strauß

Der Beitrag verdankt sich Eindrücken einer Reise nach Jerusalem und Bethlehem im Mai dieses Jahres zusammen mit einer Gruppe um den Braunschweiger Domprediger Joachim Hempel.

Neuerscheinung

Friedrich Weber

Zeitansage

Texte zur ökumenischen Situation



Lembeck

Friedrich Weber

Zeitansage

Texte zur ökumenischen Situation

Mit einem Geleitwort von Walter Kardinal Kasper
411 Seiten, geb., € 24,80; ISBN 978-3-87476-630-2

Ökumenisches Denken und Handeln sind leider keine Selbstverständlichkeit.

Woher kommt das?

Es liegt wohl daran, dass Selbstgenügsamkeit und Desinteresse an anderen Christen nicht selten Folge fehlender Erfahrungen im Miteinander vor Ort ist. Dazu bedarf es des Herzens und des Verstands. Wer nur auf eines von beiden setzt, ist mitunter sehr schnell am Ende und spricht von der „Eiszeit“ in der Ökumene.

Am Ende ist die Ökumene aber nicht, eingekehrt ist jedoch ein gewisser Realismus, der darum weiß, dass die Kirchen getrennt sind, der aber zugleich das gelingende Miteinander an vielen Stellen sieht und es weiterhin unverdrossen fördert.

Die christlichen Kirchen sind sich einig darin, dass der Grund ihres Zeugnisses Jesus Christus ist. Viele Menschen warten darauf, endlich in aller Einmütigkeit die christlichen Kirchen dieses Zeugnis fröhlich gemeinsam verkündigen zu hören und zu sehen.

Aber geht das, gemeinsam Zeugnis ablegen? Gibt es hierfür gelungene Beispiele auch auf örtlicher Ebene? Welche Rolle kommt in diesem Zusammenhang der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) zu? Wie ertragreich sind Lehrgespräche zwischen den Kirchen? Die Texte im vorliegenden Band versuchen eine Antwort, sie beschreiben und analysieren die ökumenische Situation und ermutigen zum ökumenischen Denken und Handeln.



Prof. Dr. theol. Friedrich Weber

ist Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK), zugleich auch Catholica-Beauftragter der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) und Co-Vorsitzender der Meissen-Kommission der EKD.



Verlag Otto Lembeck · www.lembeck.de